

(Nachdruck verboten.)

22]

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

„So geht's," sagte Polly, indem sie den Frisiermantel ablegte. „Es sieht sehr gut aus, Onkel Cohn."

Ihre Stimme klang etwas abgepaunt, und als Onkel Cohn ihr den Mantel abnehmen wollte, fiel es ihm auf, daß sie so blaß aussah, als ob sie geweint hätte.

„Was ist denn los, Keines Brauchen?" fragte er zärtlich. „Was giebt's denn?"

„Das kann ich Dir nicht sagen, Onkel Cohn," meinte Polly, den Kopf schüttelnd. „Du kannst es ja doch nicht verstehen, wenn ich es Dir auch sagte. Ach, Onkel Cohn," fuhr sie fort und stand dabei auf und gab ihm einen Kuß. „Ich wünschte, ich wäre ein alter Mann wie Du, der mit dem Leben schon abgeschlossen hat, und nicht so ein junges Mädchen wie ich."

Onkel Cohn gab ihr hierauf keine Antwort. Polly setzte ihren Hut auf, sagte ihm gute Nacht und ging weg. Nachdem die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, sammelte er behutlos die Haarspitzen, die auf dem Fußboden lagen. Er that sie in einen Schub, in dem sich schon mehr als eine Erinnerung an Polly befand; da lagen ein kleiner, weißer Strumpf, eine zerbrochene Theetasse und eine vertrocknete Geranium-Blüte. Das blonde Haar verwahrte er dort so sorgfältig, als ob es Gold gewesen wäre. Dann ging er in das andere Zimmer und setzte sich nachdenklich auf sein Bett.

Das „andere Zimmer" sah sogar noch sonderbarer aus als der Laden. Statt einer Decke hatte er seinen Rock über das kleine, niedrige Bett gebreitet; auf den Kissen lag seine Nachtmütze; sie war gestrickt und maß eine halbe Elle in der Länge und einige Zoll im Umfang. Am Feuer stand sein Abendbrot, eine Suppe, die er sich selbst zubereitet hatte. Näpfe mit Fett standen auf dem Tische neben dem Kamin; desgleichen halbfertige Perücken, Haarzöpfe, Tangen, um Bähne anzuziehen, und Muster von anderen Sachen, die im Schaufenster ausgestellt waren.

„Ja, ja, sie wird eines schönen Tages heiraten," sagte Onkel Cohn zu sich. „Sie wird einen jungen Burschen heiraten, der ihr das Leben zur Last machen wird. Junge Leute wissen gar nicht, wie man eine Frau zu behandeln hat, wenigstens nicht eine solche wie Polly ist."

„Ich hätte nicht jede Frau geheiratet. Thatsache ist, daß bis Polly groß wurde, ich überhaupt nicht ans Heiraten dachte. Elvins Frau hat mir das Heiraten verleidet. Das Leben, das er bei ihr hatte! Ich glaube, sie waren noch nicht eine Woche verheiratet, als sie schon seine Schränke durchsuchte und seine Taschen umkehrte. Da sagte ich mir, wenn das schon Elwin durchzumachen hat, der ein ganzes Haus voll Mieter und eine Kasse Zimmer hat, in die seine Frau ihre Nase hineinstecken kann, was würde dann erst eine Frau bei mir anstellen, in bloß zwei Zimmern, wo sie und ich enge Gesellschaft halten müßten."

„Einmal hab' ich auch schon daran gedacht, strenge Teilung vorzunehmen. Ich dachte mir: „Ich will heiraten, und ich werd' zu ihr sagen: „Was hier ist, das gehört mir, und was dort ist, gehört Dir; es kommt nicht viel Gutes dabei heraus, Frau, wenn man die Sachen durch einander bringt."

„Aber, ich möcht' wetten, kaum hätt' ich meinen Rücken gewandt und ich wär' zum erstenmal ausgegangen, dann hätt' sie meine Sachen durchstöbert und meine Taschen umgedreht. Und wenn man erst Mutter Elwin über Religion sprechen hört! Vergangene Woche sagte sie zu mir, sie wolle sich in der Folge am Sonntag lieber mit dem heiligen Paulus als mit mir unterhalten. Die alte Schachtel hat mich zum Christen machen wollen! Mich? Danke schön. Was soll ich mit ihren vielen Worten und geringem Thun, da bleib' ich doch lieber ein Jude."

„Ja, mit Polly ist es ein ganz ander Ding. Jetzt laß' ich nicht mehr über sie, wie ich es wohl früher gethan hab', wenn sie als Baby auf meinen Knien saß und mit ihrer Puppe spielte. Ihr zu Liebe würde ich auch in die Synagoge gehen, obgleich ich mir schon aus ihrem Gesang nichts mache. Polly zu Liebe erkläre ich mich sogar bereit, zu ihrem „Gottesdienst" zu gehen. Aber wozu? Sie will mich doch

nicht haben, und sie wird einen jungen Burschen heiraten, der ihr das Leben zur Last macht."

Onkel Cohn erhob sich und goß seine Suppe in einen Napf. Sie war schon fast ganz eingekocht und reizte nicht mehr seinen Appetit. Er setzte sich an den Tisch, auf dem die Perücken, Bürsten und anderes Zeug lagen, und dort saß er und starrte auf sein Abendbrot. Und in seinem Herzen hatte er eine Empfindung, von der man sagt, daß alte Junggesellen sie nicht kennen sollen, nämlich „Herzweh". Nichts wollte ihm mehr rechte Freude machen, und bei sich dachte er, es würde ihm gar nicht leid thun, wenn die „Totenwache" jetzt schon käme, und er schnute sich nach dem Kusse des Gottes Abrahams, Isaacs und Jakobs.

Plötzlich klingelte es. Er trat in den Laden, den eine Frau betreten hatte, die sich den Kopf ganz glatt scheeren lassen wollte, um ihr Haar zu verkaufen. Sie nahm auf dem Sessel Platz, aus dem Polly vor einer halben Stunde aufgestanden war. Auch denselben Mantel legte ihr Onkel Cohn um. Dann ging er an einen Schub, um sich ein Rasiermesser zu holen. Und als er sich etwas beugte, fiel aus seinem Auge eine Thräne darauf, und noch viele Tage später war unter den Rasiermessern und Streichriemen ein Kostfleck zu sehen, ein Fleck, der schließlich an dem Sinn eines Mannes abgerieben wurde, der mit den Worten den Laden betrat: „Bitte, rasieren."

XVII.

Von Onkel Cohn aus ging Polly langsam nach Hause. Sie dachte an die „Klassen-Zusammenkunft", aus der sie kam und sagte zu sich: „Wie schade doch, daß Jos kein Methodist ist."

Wochen und Monate lang hatte sie ihn nicht gesehen.

Bisweilen sagte Mrs. Elwin recht geheimnisvoll: „Es ist ganz gewiß nichts Gutes aus ihm geworden; denn wenn er Arbeit gefunden, hätte er sich schon längst einmal hier wieder sehen lassen."

Polly wußte, daß er noch in London war, denn jede Woche erhielt sie von ihm einen Brief; er gab aber keine Adresse an, und die Antworten, die sie nach der Wohnung sandte, in die er mit seinen beiden Koffern von Mrs. Elwin aus gezogen war, waren sämtlich mit dem Vermerk „Unbekannt verzogen" zurückgekommen.

„Vielleicht ist er im Arbeitshause," meinte Mrs. Elwin.

Vor kurzer Zeit war von den Methodisten in der Nähe der Ratcliff Landstraße eine „Missionshalle für die ärmeren Klassen" eröffnet worden. „Leute aus dem Mittelstande", wie Mrs. Elwin und ihre Tochter, reichten dort Thee, und nachdem Tassen und Teller weggeräumt waren, hielten Mr. Neel und Mr. Stray Ansprachen an die Versammlung. Ganz zuletzt hatte William Ford ein paar Worte über das Thema gesprochen:

„Kann jemand „erlöst" werden, der nicht Methodist ist?"

Thränen rollten Mrs. Elvins Gesicht herunter, als der Klassenleiter von dem engen Pfade sprach, den die Methodisten wandelten, und ihrer Tochter stüsterte sie zu:

„Ach, Polly, wenn ich daran denke, Du könntest einen solch gottesfürchtigen jungen Mann heiraten, der sein geregelttes Einkommen hat . . ."

An all dieses dachte das schöne Mädchen, als sie um die Ecke der Commercial-Strasse bog. Hier blieb sie plötzlich stehen, denn sie sah sich grade die Person entgegenkommen, der sie am allerwenigsten begegnen wollte, nämlich Joseph Coney, der sich auf dem Wege nach dem Uhl befand. Die Hände in den Taschen schlenderte er sorglos daher. Wozu sollte er sich auch wohl beeilen? Heute konnte er doch nichts mehr thun, morgen aber wollte er sehen, in der Docks Arbeit zu bekommen, und wenn ihm das nicht glücken sollte, dann wollte er wieder an den Bahnhof Charing Cross sich hinstellen. Als er des schönen Mädchens ansichtig wurde, mußte er stehen bleiben, und aus seinem schon blassen Gesicht ver schwand jede Spur von Farbe, dann ging er aber rasch auf sie zu und rief:

„Polly!"

„Jos!"

Beide sahen einander sprachlos an.

Er war sich seines schlechten Aussehens recht gut bewußt, denn die Zeit, zu der er mit seinen beiden Koffern in Mrs.

Elwins Haus gekommen, war aus seinem Gedächtnis nicht verschwunden. Es war ihm aber so, als ob das schon wer weiß wie lange her sei, und viel Unglück und bittere Enttäuschungen hatte er seit dem erlebt. Eben kam er aus dem Gefängnis. Was würde wohl Polly dazu sagen, wenn sie wüßte, daß er die vergangene Nacht auf der Polizeiwache verbracht hatte?

Auf dem Gesicht des Mädchens malte sich erst Erstaunen, dann aber Abscheu. Dieser Mann hier, der in einem zeretzten Anzuge und mit eingeschlagenem Hute vor ihr stand, dessen Stiefel große Löcher zeigten, der ein Auge mit einem schmutzigen Taschentuch verbunden hatte, wer konnte das wohl sein? War das Joseph Coney? Sie schreckte zurück, als er näher an sie heran kam und trat bis an den äußersten Rand des Straßensplasters.

„Nun, Polly,“ begann er endlich mit einer ziemlich heiseren Stimme. „Es ist so lange her, seitdem wir uns zum letztenmal gesehen haben. Hast Du mir denn gar nichts zu sagen?“

„Du hast mir meine Briefe zurückgeschickt,“ entgegnete Polly in leisem Tone.

„Ja nicht.“

„Dann war es jemand anders.“

„Aber ich war es nicht, Polly.“

„Du hast mich so lange nicht besucht und Mutter sagt...“

„Laß, Polly,“ unterbrach er sie, „sei still mit diesem Unsinn.“

Einen Augenblick hielt sie inne und fuhr dann leise sprechend fort:

„Mutter meint, ich thäte nicht recht, jemanden zu heiraten, der nicht auch zu den Methodisten gehört.“

„Die Methodisten soll der Teufel holen,“ rief er heftig. „Was soll denn das bedeuten, wenn Deine Mutter fortwährend von Methodisten spricht.“

„Ach, Jos,“ beschwichtigte Polly, „wenn man Dir so zuhört, sollte man fast meinen, Du seist ein Atheist.“

(Fortsetzung folgt.)

Antike Thalsperren und andere Wasserbauten.¹⁾

Die gewaltigen Thalsperren, wie sie in den letzten Jahrzehnten auch im Rheinstromgebiet entstanden sind, werden gern als ein besonderer Triumph der Wasserbaukunst gefeiert. Aber auch auf diesem Gebiete kann die Neuzeit nicht den Ruhm der ersten Erfindung beanspruchen. So sind in der Eifel vor mehr denn anderthalb Jahrtausenden die Römer schon in derselben Richtung thätig gewesen.

Jedermann kennt die im Altertum außerordentliche Fruchtbarkeit Mesopotamiens; sie beruhte in erster Linie auf dem großartigen Kanalisations-system; mit dessen Verfall in der Araberzeit schwand auch der Segen des Bodens. Auch die herrlichen Brücken und Quais des Euphrat in Babylon sind aus den Beschreibungen des Herodot und anderer Schriftquellen sowie durch die neueren Ausgrabungen bekannt. Ein gewaltiger künstlicher See in der Nähe von Babylon, gespeist von den Wassern des Euphratstromes, diente als Sammelbecken für die vielverzweigte Wasserzuführung zur Hauptstadt. Wasserleitungen, oft der künstlichsten Art, selbst durch Tunneln hindurchführend, waren in den hervorragenden Ländern der morgen- und abendländischen Kulturwelt vorhanden. Schliemanns und Dörpfelds Ausgrabungen bei Hisarlik haben auch dort monumentale Kanalbauten zu Tage gefördert, denen gegenüber eine armselige Holzröhrenleitung aus türkischer Zeit sich wie die Nacht zum Tage verhält. Der vorderasiatischen Kultur steht am nächsten, der Zeit wie der Art nach, die ägyptische.

Die Ägypter waren einerseits durch die Eigenart des Nils, des Schöpfers ihres Landes, andererseits durch die angrenzenden Wüstengebiete ganz besonders auf die Pflege der Wasserbaukunst angewiesen. Viel besprochen sind jene sinnreichen Stauwerke zur Regelung der Ueberschwemmung, die man auf der Insel Philä — unterhalb der letzten Nilatarakte — aufgefunden und die nun die moderne Technik nach jahrtausendelanger Barbarei wieder in Stand setzen will. In den angrenzenden Sand- und Steinwüsten des Westens und Ostens hat man längst die uralten artesischen Brunnen wieder aufgedeckt, welche die alten Verkehrsstraßen begleiteten. Von Ägypten hatte sich diese Brunnenart auch nach Abyssinien verpflanzt, wo europäische Seefahrer des Mittelalters sie antrafen; an diese Thatsache erinnert der Name Abyssinischer Brunnen. Von besonderem Interesse ist die Stelle einer alten ägyptischen Inschrift, die uns von der Anlage solcher Brunnen erzählt und auch auf eine Art von Thalsperren hinzudeuten scheint. Hiernach wurde zur Zeit des Königs Mentuchotep eine Quelle im Wadi Hammamat erschlossen, an der Wüstenstraße von Koptos zum Roten

Meere, wo ein prächtiger, eisenharter Granit gebrochen wurde. Jener König also, so besagt die Inschrift, erbohrte das Wasser auf den Bergen, die vordem unzugänglich gewesen waren für die Menschen, und öffnete so den Weg zum Reisen. „Und ich machte,“ so heißt es weiter, „die Thäler zu Krautgärten und die Höhen zu Wasserleichen.“ Die eingeklen Brunnenstationen der Wüstenstraßen waren mit kleinen Forts versehen. Eine wie große Rolle auch die Bewässerungsanlagen in Ägypten spielten, kann die Erzählung des Herodot über den sogenannten Moerissee lehren. Der vom oberen Nil abzweigende und in den See mündende Jussufanal stammt ebenfalls aus alter Zeit und ist jetzt noch eine Wohlthat für das Land.

Durch die orientalischen Kultureinflüsse angeregt, haben auch die Hellenen an Wasserwerken Bewundernswertes geleistet. So hat man in den letzten Jahren besonders auf dem Boden des alten Athen kunstvoll angelegte Bewässerungsanlagen entdeckt. Vor allem aber haben die Römer eine ebenso große Vorliebe wie Geschicklichkeit in der Wasserbaukunst entwickelt. Sie waren ja von Natur aufs Praktische gerichtet, und in der Kunst haben sie gerade da, wo diese aufs unmittelbar Nützliche gerichtet war, die höchste Meisterschaft erreicht. Die ersten kulturellen Anregungen scheinen ihnen von den Etruskern gekommen zu sein; jedenfalls stammt die in gewaltigen Abmessungen ausgeführte Kanalanlage der Cloaca maxima, die noch heute vorhanden ist, schon aus der sagenhaften Königszeit.

Es ist bekannt, daß eine Besonderheit der römischen Baukunst die oft bewundernswerten Aquädukte bilden, die überall im Reiche teils oberirdisch, teils oberirdisch auf kühnen Bogen oft weit durch die Lande zogen. Um in der Nähe zu bleiben, erwähne ich den außerordentlich langen, heute noch auf weiten Strecken erhaltenen Kanal, der aus dem Herzen der Eifel bis in die Stadt Köln, die alte Colonia Agrippinensis, geleitet war und wahrscheinlich noch weiter nordwärts, vielleicht bis Reuß, Novaesium, führte. Er versorgte die Stationen der Trier-Kölnener Heerstraße mit frischem Trinkwasser, dann in mehrfacher Verzweigung die Villen und Ortschaften des „Vorgebirges“ und die rheinische Metropole selbst. Das Wasser der Leitung, mit der sich der Duffesbach und der Stogheimer Bach vereinigten, lief unmittelbar vor der Stadt wie auch teilweise auf der oberen Laufstrecke über Bogen. Ein solcher Bogen mit einem Stück des gemauerten Kanalrohres war der bekannte Marfilstein, von dem ein Pfeiler bis 1749 zu sehen war.

Wir verweilen länger bei diesem Kanalbau, weil seine Erforschung auch die Entdeckung einer römischen Thalsperre in der Eifel gebracht hat. Während die genaue Untersuchung der Leitung selbst sich vornehmlich an die Namen Eid und Naaßen knüpft, hat v. Beith den Beginn und die erste Speisung des großartigen Wasserwerkes erforscht. Ungefähr zwei Kilometer oberhalb Urft, Haltestelle der Eifelbahn, schöpft der Kanal im Ralksteingebirge bei den sogenannten sieben Springen das erste Quellwasser. Aber es mußte auch für Regelmäßigkeit in der Wasserzuführung gesorgt sein. Und thatsächlich hat man in der Nähe der bezeichneten Stelle gewaltige, künstliche Schichtungen moosbewachsener, baumüberdeckter Felsblöcke entdeckt, die offenbar den Zwecken einer Art Thalsperre einst gedient haben. Erst in der nachrömischen Zeit des Verfalls mögen gewaltige Hochfluten allmählich den Steindamm gelodert haben.

Ein ganzes System solcher römischer Thalsperren hat man in einem anderen Teile des Weltreiches vor kurzem entdeckt, nämlich in Afrika. Nordafrika war unter römischer Herrschaft die Hauptkornammer Italiens; herrliche Provinzen mit großen blühenden Städten und üppigen Pflanzungen dehnten sich von den Küsten des Mittelmeeres bis weit in das Gebiet der Sahara hinein. Erst die Hufe der Araberrosse zerstampften die gesegneten Gefilde, und die einst so fruchtbaren Ländergebiete sanken in todesartige Erstarrung. Aber warum gelingt es den Europäern, besonders den Franzosen, nur ganz allmählich und unter unsäglichem Mühsal jene alten Kulturländer zu neuem Leben zu wecken? Ein Hauptgrund dieser Schwierigkeiten liegt in dem völligen Verfall der von Römerhand gebauten Wasserwerke. Unter diesen nehmen nun die Thalsperren eine hervorragende Stelle ein. Im Gebiete des heutigen Tunis sind sie jüngst von zwei französischen Forschern, Gaudier und Carton, gründlich untersucht worden. Besonders großartig sind die Bauten am Wadi Halluf im Süden Tunesiens. Die Wadis sind bekanntlich die in der Regenzeit anschwellenden, dagegen im Sommer austrocknenden Flußläufe oder Flußthäler. Es ist also äußerst wertvoll für die Vodenkultur, durch künstliche Wasseransammlung das völlige Verfehlen zu verhindern. Das genannte Wadi war durch einen Steindamm abgeperrt; an der linken Thalseite befand sich ein Aquädukt, der die doppelte Aufgabe hatte, die Wasserbehälter der nahe Stadt Augami zu speisen und die Bewässerung der umliegenden Feldmark zu vermitteln. Man ließ es aber im Wadi Halluf wie auch in andern Wadis nicht bei einer Mauer bewenden, sondern teilte das stark abfallende Thal durch mehrere parallel laufende Sperrmauern in eine Anzahl Terrassen, die durch Schleusen mit einander in Verbindung standen. War die erste Terrasse durch das Wasser des Aquäduktes gesättigt, so kam die zweite an die Reihe und so fort. Wenn das Wasser abgelassen war, so ergaben die von dem abgelagerten Schlamm gedüngten Thalabschnitte das fruchtbarste Gartenland. Gerade im letzten Jahre hat man wieder eine ganze Anzahl solcher Thalsperren auf französisch-afrikanischem Gebiete aufgefunden. In andern Fällen leitete man das Wasser der Gießbäche unmittelbar durch Gräben in die großen Wasserbehälter

¹⁾ Aus der „Römisches Volkszeitung“.

der Städte, um hier das kostbare Raß für die Zeit der Trockenheit aufzuspeichern.

Außerdem gab es manche von weit her geführte Leitungen, die ganz im Stile des Eifelkanals oder jenes der Aqua Claudia in der Campagna di Roma die Wasserzufuhr bedeutender Städte regelten. Von alters her bekannt ist der große karthagische Aquädukt; besonders gut erhalten und erforcht aber ist derjenige der Stadt Dugga (alt Thugga). Dieser Aquädukt wurde aber in der Aufspeicherung und Verteilung der Wasser noch unterstützt durch andere Sammelanlagen: das vom Himmel herabströmende Wasser wurde durch Rinnen, die sich auf und an den öffentlichen Plätzen und Gebäuden befanden, in große Cisternen geleitet. Ähnliche Vorrichtungen befanden sich übrigens in manchen Privathäusern für die eigenen Cisternen. Drefflich erhalten sind auch die ausgedehnten Anlagen im mittleren Laufe des Mejerda. An ihm lagen die drei Städte Bulla Regia (bei Sul-el-Arba), Simnitu (Schemtu beim Wadi Meliz) und Thuburnica; hier hat sich bis heute die alte Fruchtbarkeit zum Teil erhalten.

Den großen Anlagen zur Bewässerung des Bodens und zur Versorgung der Städte gesellen sich noch die massenhaften Cisternen und Brunnen hinzu, die sich in den weniger zum Ackerbau geeigneten Gegenden finden und Trinkwasser für Menschen und Tiere lieferten. Auch solche Gegenden waren zum Teil dicht bevölkert und dienten für Kulturen, die weniger Wasser erforderten, zum Beispiel für Olivenpflanzungen. Heutigen Tages muß in manchen Gegenden, wie in El Djem, der alten Hauptstadt des tunesischen Südens, das Trinkwasser in der Gluthige der Sommerzeit mitbarer Münze bezahlt werden. Jene alten Wasserbehälter wurden meist durch Quellen, bisweilen unmittelbar durch Regenwasser gespeist. Meist haben die Cisternen eine runde, seltener eine quadratische Form und einen bedeutenden Durchmesser; eine an der algerischen Küste aufgefunden zeigt einen solchen von 51 Meter; sie vermochte ungefähr 16 000 Kubikmeter zu fassen. Bisweilen zeigt sich auch elliptische Form, so bei Nugga, südwestlich von El Djem. Hier sind die Abmessungen des Durchmessers 62 bzw. 50 Meter. Die Tiefe der Cisternen erreicht nicht selten acht Meter. Meist sind sie bedeckt; denn sie erhielten ihr Wasser in der Regel durch Gräben aus den Wadis. Ehe diese Gräben in den Hauptbehälter mündeten, durchfloßen sie ein kleineres Klärassin, in dem sie den mitgeführten Sand und Lehm zurückließen. Weniger zahlreich sind die offenen Wasserbehälter, die das Regenwasser direkt auffangen; sie sind meist von kleinerem Umfange. Nur in vereinzelt Fällen dienen die Cisternen zur Feldbewässerung, so bei Ain-Zerissa; naturgemäß fehlt hier die Vorrichtung zur Ablührung des Wassers.

Die Franzosen verbinden mit dem wissenschaftlichen Interesse bei diesen Nachforschungen einen praktischen Zweck. Man will die Art und Weise studieren, wie die römischen Kolonisatoren den widerstehenden Boden zur Fruchtbarkeit gezwungen haben, und gedenkt, durch Nachahmung und Erneuerung der römischen Anlagen den Wasserreichtum der Regenzeit von neuem für das Land fruchtbringend zu machen.

Kleines Feuilleton.

— Die Erhaltung von Akten und Handschriften. Auf der Konferenz deutscher Archivare, die gegenwärtig in Dresden tagt, hielt Dr. Poste einen Vortrag über die Erhaltung schadhast gewordener Akten und Handschriften und erwähnte besonders ein seit längerer Zeit mit Erfolg angewandtes Imprägnierungsverfahren. Eigenhändige Niederschriften der Klassiker des griechischen und römischen Altertums, — so führte er nach einem Bericht der „Köln. Zeitung“ aus, — sind uns nicht erhalten, eine größere Zahl entstammt abschriftlich erst dem späteren Mittelalter. Leider sind wir mancher älteren Klassiker-Handschrift auch dadurch beraubt, daß man beschriebenes Material durch Abwaschen oder Abschaben noch einmal zum Schreiben brauchbar machte und benutzte. Man nennt solche Handschriften Palimpseste. Bei diesem Verfahren sind jedoch Reste der ersten Schrift übrig geblieben, die man durch Anwendung von Chemikalien (Reagentien) für das Auge wieder hervortreten ließ. Auf diese Weise sind eine große Zahl der wertvollsten Handschriften zwar entziffert, aber so geschädigt worden, daß sie rettungslos verloren gehen werden, wenn nicht baldigst an deren Reparatur herangetreten wird. Wer Gelegenheit gehabt hat zu sehen, in welcher barbarischer Weise die unersehlichsten Handschriften, wie z. B. die Gajus-Handschrift in Verona, die Plautus-Handschrift in Mailand, durch Anwendung von Reagentien zerstört wurden, der muß wünschen, daß die chemischen Methoden durch solche verdrängt werden, welche die Handschriften unbeschädigt lassen, und dazu eignen sich vor allem die Photographie, die zur Entzifferung alter Handschriften bisher viel zu wenig verwandt worden ist und bei Anwendung der mannigfachen Methoden in den meisten Fällen den Gebrauch von Reagentien überflüssig macht. Im hygienisch-chemischen Laboratorium des sächsischen Kriegsministeriums wurde nun vor sieben Jahren eine Imprägnierung erfunden, um Generalstabskarten im Freien und namentlich bei Regenwetter benutzen zu können. Eine weitere eingehende Prüfung hat ergeben, daß dieses Verfahren sich nicht nur für die Erhaltung selbst der nur aus Modertresten bestehenden Archivalien behauptet, sondern auch als ein wertvolles Schutzmittel für Handschriften anzusehen ist. Dieses Verfahren besteht aus einer Imprägnierung der Pergamente oder Papiere mit einem selbstglättenden

Lacke, Japan genannt, der von einem Amerikaner Frederik Clare erfunden wurde. Japan besteht aus einer Lösung von Kollodiumwolle oder von Celluloid in geeigneten Lösemitteln. Diese sind: Amylacetat, Aceton, Amylalkohol oder Mischungen von Amylacetat und Aceton. Als Verdünnungsmittel werden, wenn nötig, verwandt entweder Amylalkohol oder eine Vermischung von Amylalkohol mit anderen Flüssigkeiten. Die Verdünnungsmittel sind indifferent und verflüchtigen sich. Infolge seiner physikalischen Beschaffenheit wahrhaft Japan den Charakter der Oberfläche, der Ueberzug ist der Natur des Celluloids nach für die gewöhnlichen Temperaturunterschiede nicht sichtlich empfindlich, wird nicht, wie dies bei Harzen der Fall ist, mit der Zeit triibe und undurchsichtig. Vorherige Desinfektion des Schriftstückes ist nicht nötig, da die vegetativen Formen der auf den Schriftstücken lagernden Pilze vernichtet, die sehr widerstandsfähigen Fruchtformen (Sporen) wenigstens fixiert und am Auskeimen gehindert werden. Mikroskopische Untersuchungen ergeben, daß durch Japan jedes einzelne Fäserchen des Pergaments oder Papiers isoliert, umhüllt ist und die Poren beider Stoffe luftdicht abgeschlossen sind, daher auch letztere im Wasser aufbewahrt werden können, ohne zu zerfallen. Japan bietet auch den Vorteil, daß die fast in Staubteile zerfallenen Modertstücke wieder fest werden und, selbst wenn sie wiederum in feuchte Räume gelangen sollten, nicht weiter modern. So stellt sich die Japan-Imprägnierung als ein Schutzmittel dar, das den bisher gemachten Erfahrungen zufolge die Schrift der zu konservierenden Schriftstücke in keiner Weise nachteilig beeinflusst, vielmehr vor Zerstörung durch ängere, schädliche Einwirkungen schützt und dem Träger der Schrift, dem Pergament oder Papier, wieder eine große Festigkeit giebt, den Grundstoff auch vor Eindringen von Schimmel und anderen Pilzen in die Gewebeporen bewahrt. —

Theater.

— Bühnencensur in England. Daß in dem „freien“ England die Bühnencensur-Verhältnisse keineswegs besser, viel eher noch schlimmer sind, als bei uns, ergibt sich aus einem Artikel, den kürzlich der englische Kritiker G. Bernard Shaw in einer amerikanischen Zeitschrift veröffentlicht hat, und dem wir nach dem jüngsten Feste des „Litterarischen Echo“ das Wesentliche entnehmen. Danach kann in England kein Stück öffentlich aufgeführt werden, bis der Lord-Kammerherr bescheinigt hat, daß dessen allgemeine Tendenz nichts Unfittliches oder für die Bühne Unpassendes enthalte. Dieser Beamte, von dem das Wohl und Wehe der englischen Bühne abhängt, ist in seinem Reiche unumschränkter Herr. Er selbst läßt sich aber nicht dazu herab, die ihm zur Begutachtung eingehenden Stücke zu lesen, sondern überläßt dies dem „Examinator of Plays“, einem Unterbeamten, der auf diese Weise sich zu einem der größten geistigen Mächthaber in England oder in Amerika erhebt. „Andere Menschen machen Englands Gesetze; er macht das englische Drama möglich oder unmöglich, und daher auch das amerikanische Drama; denn kein amerikanischer Dramatiker kann einem Despoten Trost bieten, der ihm durch einen bloßen Wink das Bühnenrecht für England entziehen kann, das in London allein einen Wert von 20 000 Dollar für ihn repräsentieren kann.“ Shaw erklärt weiter, daß zu diesem wichtigen Amt keineswegs litterarisch gebildete Männer ernannt werden, nicht etwa Litteratur-Professoren und Dramaturgen; es kann niemand in einem englischen Postamt Briefmarkten verkaufen, ohne eine Prüfung bestanden zu haben, aber Examinator des Dramas kann jedermann werden, ohne irgend einen Beweis zu geben, daß er auch nur schreiben oder lesen kann. Der jetzige Inhaber des Postens ist früher Banlangestellter gewesen und bezieht nun ein Salär von ungefähr zweitausend Dollar im Jahr, außerdem aber Besoldungen von Verfassern oder Unternehmern, von fünf Dollar für einen Einakter an aufwärts. —

Musik.

e. Ueber indische Musikinstrumente wird in einem interessanten Artikel in einer englischen Zeitung berichtet. Die Bezeichnungen und die Behandlung der Tonleitern sind von unserer Art völlig verschieden, und ihre Melodien und Harmonien klingen unseren Ohren oft seltsam und eher wie Skatophonien. Aber wenn sie auch dem europäischen Geschmaad zunächst nicht entsprechen, so entdeckt der tiefer Dringende doch, ein wie fein entwickeltes Gefühl für musikalische Werte und ein wie eigenartiger Reiz sich in ihnen offenbart. Auch die indischen Instrumente unterscheiden sich von den unsrigen gänzlich in Ton, Form und Gebrauch. Was besonders auffällt, ist, wie viel liebevolle Sorgfalt und künstlerischer Schmud auf die Ausstattung dieser Instrumente verwendet wird. Edel Metalle, seltene Holzarten, Elfenbein und Edelsteine, alles wird dazu gebraucht; ganz abgesehen von der musikalischen Bedeutung haben die seltsam geformten Instrumente ihren großen Wert durch ihre künstlerische Schönheit. Besonders eigentümliche Variationen zeigen die Geigen. Eigenartig sind vor allem die folgenden: Die „kachechapi vina“ hat fünf Haupt- und zwei Hilfssaiten aus Draht und einen langen, mit Griffen versehenen Hals, der mit wunderschönen Holzschmitzereien verziert ist; sie ist in getriebenen Silber gefaßt und mit kleinen Elfenbeinplatten ausgelegt. Die „mina sarang“ hat eine merkwürdige Fischform; sie wird wie ein Violoncello mit einem Bogen gestrichen. Die Rückseite ist aus Kürbisstücken gebildet, das Griffbrett ist aus gebeiztem Holz, in das Elfenbein eingelegt ist. Sie hat fünf Haupt- und neun mitschwingende Drahtsaiten. Die „nadesvara vina“ ist eine Uart mit einem sehr langen, mit Griffen versehenen

Hals und fünf Drähten; sie hat eine unserer Geige ähnliche Form, ist mit Pergament bedeckt und ist eine moderne, indische Anpassung an die europäische Violine. Die „mayuri“ hat vier Haupt- und 15 milchschwangende Drahtseiten, die über den Hals geführt sind; dieser ist breit, in Silber gefasst und hat metallische Griffe. An dem Hals ist ein kleiner Kürbis befestigt. Ein seltsames Instrument ist ein „magoum“, das die Form eines Krokodils zeigt; es ist wundervoll in Holz geschnitten und hat starre Augen, die aus Spiegelglas gebildet sind. —

Physikalisches.

ie. Den ersten ausführlichen Bericht über die Verfestigung des Wasserstoffs veröffentlicht der englische Physiker James Dewar in der neuesten Ausgabe der Sitzungsberichte der Pariser Akademie der Wissenschaften. Es ist noch in der Erinnerung, welches Aufsehen am Ende des vorigen Jahres die Nachricht machte, daß es nunmehr auch gelungen wäre, das letzte bisher noch widerstehende Gas, den Wasserstoff, aus seiner Urform in den flüssigen Zustand zu versetzen. Diese Leistung war um so außerordentlicher, als dazu die Erzeugung einer Temperatur von —240 Grad notwendig war. Damals glaubte man, daß eine niedrigere Temperatur überhaupt nicht mehr erreichbar sein würde, und nun ist es demselben Forscher, dem die Wissenschaft die Verflüssigung jenes leichtesten Gases zu verdanken hat, auch noch gelungen, dasselbe in den festen Zustand überzuführen. Dabei ist, wie wir vorweg berichten wollen, eine Temperatur von etwa —258 Grad erreicht worden, die also von dem sogenannten absoluten Nullpunkte der Temperatur nur noch 15 Grad entfernt ist. Schon damals, als Dewar eben erst die Verflüssigung des Wasserstoffs gelungen war, versuchte er, in einer weiteren Entwicklung seiner Experimente den Körper auch noch zu verfestigen, aber seine Versuche mißlingen und wurden fürs erste aufgegeben, um erst die Möglichkeit zur Herstellung großer Mengen flüssigen Wasserstoffs abzuwarten. Nachdem zu Anfang dieses Jahres eine Reihe von Forschungen erledigt waren, die eine allmähliche weitere Abkühlung des flüssigen Wasserstoffs möglich erscheinen ließen, wurden die Experimente wieder aufgenommen. Der dabei angewandte Apparat hatte folgende Einrichtung: Ein kleines Reagenzglas wurde mit flüssigem Wasserstoff gefüllt und in eine größere ebenfalls mit flüssigem Wasserstoff gefüllte Röhre eingeschlossen, letztere stand durch eine gebogene Röhre mit einer Luftpumpe in Verbindung, die ein schnelles Auspumpen der Luft ermöglichte. Wurde nun der Luftpumpe über dem flüssigen Wasserstoff durch die Thätigkeit der Luftpumpe schnell vermindert, so mußte der flüssige Wasserstoff außerordentlich rasch verdunstet, die dadurch entstehende Temperaturerniedrigung teilte sich dann der inneren kleinen Röhre mit flüssigem Wasserstoff mit, die dadurch eine entsprechende Abkühlung erfuhr. Im Verlaufe dieser Experimente bemerkte Dewar, daß fast immer durch den Verschluß der Röhre etwas Luft in den Apparat eindrang und in dessen Innern zu Schnee gefror, wo sie mit dem kalten Dampf des verdunstenden Wasserstoffs zusammentraf. Diese Thatsache, die zunächst für eine unangenehme Störung gehalten wurde, führte schließlich gerade zum Ziel. Die durchgedröckerte Luft wirkte nämlich auf den flüssigen Wasserstoff, nachdem der Luftdruck auf unter 60 Millimeter zurückgeführt war, derart, daß sich auf der Flüssigkeit eine feste Masse bildete, die einem gestrohenen Schaum glich. Dewar glaubte zunächst, daß dieser Körper eine Mischung aus fester Luft und flüssigem Wasserstoff wäre, aber die Beobachtung, daß jener weiße Schaum trotz des niedrigen Druckes vollständig verdunstete, ohne eine merkbare Menge fester Luft zurück zu lassen, belehrte ihn eines Besseren. Durch die weiteren Untersuchungen wurde denn auch bestätigt, daß der Schaum nichts anderes war als fester Wasserstoff. Daß dessen Herstellung nicht gleich bei den ersten Experimenten erzielt worden war, lag an der damals zu schnellen Abkühlung des Apparates, die jetzt durch die Anwesenheit der hindurchsickernden flüssigen Luft vermieden wurde. Nunmehr konstruierte Dewar noch einen anderen vollkommeneren Apparat, dessen Beschreibung zu weit führen würde; mittels der mit diesem vorgenommenen Versuche wurde die Thatsache, daß auf dem beschriebenen Wege wirklich fester Wasserstoff erhalten werden könnte, über jeden Zweifel hinaus bestätigt. Bei sehr niedrigem Drucke (von etwa 25 Millimeter) wurde der feste Wasserstoff allmählich durchsichtiger, verlor bis auf seine Oberfläche die schaumige Beschaffenheit und erschien als ein durchsichtiges Eis. Die Dichte des festen Wasserstoffs konnte nicht genau bestimmt werden, doch ist sie sicherlich die geringste, die je bei einem festen Körper beobachtet worden ist und zwar wahrscheinlich annähernd gleich 0,086, während flüssiger Wasserstoff im Zustande seines Siedens die Dichte von 0,07 besitzt. Der feste Wasserstoff schmilzt, wenn der Druck etwa 55 Millimeter erreicht. Die Temperatur des festen Wasserstoffes ist sehr schwierig zu bestimmen, und Dewar selbst kam darüber jetzt nur annähernde Angaben machen. Vorläufig kann man annehmen, daß fester Wasserstoff im Zustande des Schmelzens eine Temperatur von 15 bis 16 Grad über den absoluten Nullpunkt oder von —257 oder —258 Grad C. besitzt. Die genaue Bestimmung dieser Temperatur wird weitere schwierige Experimente erfordern. —

Geologisches.

— Ein Erdbeben, das am 15. September in Kapstadt zu verspüren war, wurde auch an den seismischen Instrumenten des

Geobätischen Instituts in Potsdam beobachtet. Der „Vossischen Zeitung“ wird dazu geschrieben: Obwohl man im allgemeinen die Erdoberfläche in unseren Gegenden für erdbebenfrei zu halten pflegt, ist dies doch keineswegs der Fall. Natürlich sind die Beben, die von weit entfernten Erdbebenherden sich bis zu uns fortpflanzen, nicht für unser, hierfür viel zu wenig empfindliches Gefühl wahrnehmbar, sondern ihre Beobachtung erfordert Instrumente von außerordentlicher Feinheit. Erdbeben werden ziemlich häufig in Potsdam von den Instrumenten registriert, im Durchschnitt eins in etwa drei Tagen. Das Beben vom 15. September begann um 12 Uhr 5 Minuten 42 Sekunden Potsdamer Ortszeit, ein stärkerer Stoß erfolgte um 12 Uhr 6 Min. 45 Sek. und der Hauptstoß trat um 12 Uhr 10 Min. 51 Sek. ein. Da die Uhr in Kapstadt 37 Min. 44 Sek. gegen Potsdamer Ortszeit vorgeht und das Erdbeben um 12 Uhr 25 Min. in Kapstadt wahrgenommen wurde, so ist der Anfang der Bewegung in Potsdam 18 Min. 26 Sek. der stärkere Stoß 19 Min. 29 Sek. und die Hauptbewegung 23 Min. 35 Sek. später beobachtet worden. Bei einer Entfernung von etwas über 10000 Kilometer zwischen dem Erdbebengebiet und Potsdam haben also die verschiedenen Bebenwellen sich mit einer Geschwindigkeit von 9, 8,5 und 7 Kilometer in der Sekunde in der Erde fortgepflanzt. Beobachtungen dieser Art geben bis jetzt die einzige Möglichkeit, über die Konstitution unseres Erdinnern Aufschluß zu erhalten. —

Humoristisches.

— In der Apotheke. Lehrling: „Bitte, Herr Magister, was ist denn in der großen Flasche ohne Etikette?“
Magister: „Eine Medizin, die schon vielen Leuten das Leben gerettet hat!“
Lehrling: „Wiejo, bitte?“
Magister: „Die schiden wir nämlich den Patienten, wenn wir ein Rezept absolut nicht lesen können.“ —

— Moderne Litteratur, „Was steht eigentlich alles in diesem 500 Seiten starken Buche?“
„Die Pflege des Schnurrbarts.“ —

— Konservativ. „Ja, Herr Bäuchle, können Sie sich denn gar nicht für den Radisport erwärmen?“
„S bleib' beim Radisport.“ — (Meggend. hum. Bl.)

Notizen.

— Im Lessing-Theater tritt Eleonora Duse am Dienstag, den 26. und Mittwoch, den 27. d. M., in Shakespeares „Antonius und Kleopatra“ als Kleopatra auf. Am Freitag, den 29., ist die Erstaufführung von Gabriele d'Annunzios Schauspiel „La Gioconda“. Auf den 2. Oktober ist die Abschiedsvorstellung festgesetzt. —

— Die Aufführung des Einakters „Um eine Station weiter“ von H. A. Rebel, den das Residenz-Theater als nächste Premiere herausbringen wollte, wurde polizeilich verboten. —

— Ein neues Theater soll wieder einmal in Berlin ins Leben gerufen werden. Direktor Schanbel, der von der Leitung des Belle-Alliance-Theaters zurückgetreten ist, will ein Theater-Etablissement eröffnen, das rein lokales Kolorit tragen soll. Das neue Unternehmen will die Berliner Posse früherer Jahrzehnte und das Berliner Volksstück pflegen. —

— Der bekannte Lustspiel- und Schwanzbüchler Rudolf Kreisel ist in Pankow gestorben. Er hat ein Alter von 67 Jahren erreicht. —

— Joseph Lauff ist sehr geschäftig; er hat einen „Vorwärts“ — womit Blücher gemeint ist — auf dem Leisten, ferner eine westfälische Mordgeschichte „Rüschhaus“ und ein Drama „Auf roter Erde“ zugeschnitten. Das letztere soll „Scenen aus den Arbeiterunruhen des Jahres 1899 in der Nähe von Dortmund, verbunden mit einer dunklen Familiengeschichte“, geben. —

— Die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte wählte als Ort der nächstjährigen Generalversammlung Aachen. —

— In Warschau beabsichtigt die russische Regierung, ein Volkstheater ins Leben zu rufen; sie hat für diesen Zweck 100 000 Rubel zur Verfügung gestellt. —

— Der russische Schriftsteller Anton Tschichow errichtet im Kreise Eupatorijs in der Krim ein Heimathaus für alte und pensionierte Volksschullehrer. —

— Japan besitzt zur Zeit nur eine Universität, nämlich in Tokio; eine zweite in Kioto befindet sich in der Vorbereitung. Dem japanischen Reichstag wird aber schon in seiner nächsten Tagung die Forderung unterbreitet werden, zwei weitere Universitäten zu gründen, die eine in Kumamoto und die andere in Sendai. —

— Vom 1. April 1898 bis 31. März 1899 waren im Deutschen Reich 34 Fabriken für Spielkarten im Betriebe. Davon kommen auf Preußen 8, ebenso auf das Königreich Sachsen 8, auf Bayern 9 Fabriken. Das größte Kontingent stellen die Vereinigten Straßburger Spielkarten-Fabriken, die im Steuerjahre 1898/99 allein 1 856 556 Spiele Karten herstellten, die fast 30 Proz. der gesamten deutschen Spielkarten-Fabrikation ausmachten. Diese betrug im letzten Steuerjahre 6 368 556 Spiele. —